Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zl, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich: 3,00 zl, — Monatlich: 1,20 zl.
Einzelfolge 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 106-38

Anzeigenpreise
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 35 | Lemberg, am 28. August (Ernting) 1932 | 11. (25) Jahr

Was du ererbt von deinen Vätern...

Im Dezember vorigen Jahres hat bereits einer unserer Mitarbeiter zu Herzen gehende Worte im „Ostdeutschen Volksblatt" erscheinen lassen, wo er alle, die noch keine Volksblattbezieher waren, aufforderte, bald solche zu werden. Wir möchten heute wieder einmal darüber einige Worte allen unseren Lesern zukommen lassen.

In diesem Jahre begeht „unser" Volksblatt sein 25jähriges Jubiläum. In dem Zusammenstellen dieser Jubiläumsnummer, die entsprechend ausgebaut und mit einer schönen Bilderbeilage (Bilder aus Kleinpolen) versehen sein soll, wird bereits gearbeitet. Wir werden da Aufsätze von Mitbegründern wie auch langjährigen Mitarbeitern finden. Es wird alles getan werden, was in unseren bescheidenen Kräften liegt. Leider mußten wir in der letzten Zeit feststellen, daß die Anzahl der zahlenden Bezieher immer geringer wird. Es hat sich in die Herzen unserer deutschen Volksgenossen eine sehr große Gleichgültigkeit eingeschlichen, die sich zum Nachteil für unser Volk auswirkt. Es scheint bei den meisten das notwendige Verständnis dafür zu fehlen, daß wir mit allen unseren Mitteln und Kräften unserem Volksblatt das Erscheinen und Weiterbestehen ermöglichen müssen. Wenn sich vor 25 Jahren Männer gefunden haben, die sich sagten, es müsse etwas geschaffen werden, womit man alle hier zu Lande zerstreut wohnenden Deutschen ohne Unterschied von Religion erfassen könnte, wenn sie nicht ihr Deutschtum, ihre Muttersprache verlieren sollten, und diese Männer eine Zeitung, nämlich das Volksblatt gründeten, das bereits 25 Jahre besteht und diese ganze Zeit hindurch nur unserem Volke gedient hat, so dürfen wir heute nicht gleichgültig dem Volksblatte gegenüberstehen. Wir müssen die damals erkannte Notwendigkeit richtig einschätzen und uns sagen, daß wir heute mehr denn je zuvor eine eigene Zeitung brauchen. Von den Gründern unseres Volksblattes leben noch alle mit Ausnahme von einem. Was für ein Gefühl muß alle diese Menschen beherrschen, wenn sie erfahren, daß ihr mit soviel Mühe und Arbeit für unsere deutschen Volksgenossen geschaffenes Werk — das Volksblatt — in seinem 25jährigen Bestandsjahre bedroht ist, wenn sich nicht alle noch in der zwölften Stunde sagen werden: nein, dazu darf es nicht kommen, wir werden für unser Volksblatt werben, werden neue Bezieher finden, denn sonst sind wir nicht wert, Glieder des deutschen Volkes zu sein. In diesem Jahre hat die ganze Welt und auch unsere Gemeinden in Kleinpolen den 100. Todestag unseres Dichterfürsten Goethe gefeiert und alle waren stolz darauf. In diesem Jahre soll auch der 25jährige Bestand unseres Volksblattes begangen werden. Dazu ist aber notwendig, daß sich unsere Volksgenossen nicht nur an die Worte dieses unseres Meisters erinnern, die da lauten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", sondern auch danach handeln. Ererbt haben wir unser Volksblatt, aber noch nicht ganz erworben, weil der Besitz desselben uns verloren gehen kann, wenn wir uns nicht rechtzeitig besinnen.

Wir haben jetzt eine wirtschaftlich sehr schwere Zeit, aber eben deswegen dürfen wir nicht dort anfangen, unsere Ausgaben zu verringern, wo es sich um den Bestand einer völkischen Sache — um uns selber — handelt. Es sind doch auch diese Ausgaben noch zu tragen. Wenn man jeden Monat 1 Zloty an die Verwaltung des Blattes einschickt, was doch möglich ist, hat man seine Pflicht getan und erhält dafür immer jede Woche regelmäßig das Volksblatt zugeschickt. Wir leben doch in einer Zeit, die so ereignisreich ist, daß man ohne Zeitung überhaupt nicht mehr sein kann. Warum soll man da eine andere Zeitung halten, die uns fremd ist und nicht unsere Interessen vertritt? Wie angenehm ist es doch, wenn der Landwirt, der die ganze Woche schwer arbeiten muß, nun am Sonntag — dem Ruhetage — seine Zeitung — das „Ostdeutsche Volksblatt" — erhält und alles Wissenswerte sowohl für die Landwirtschaft als auch vom täglichen Leben und von seinen Volksgenossen in den an ein Kolonien etwas erfährt. Wie stolz kann er dann beim Lesen dieser Zeitung sein, wenn er sich sagen kann, daß er auch sein Scherflein dazu beiträgt. Es soll ihm das Volksblatt zu etwas werden, was in seinem Hause nicht fehlen darf.

Wir hoffen, daß sich eine große Anzahl von Lesern findet, die gleich das „Ostdeutsche Volksblatt" bestellen wird. Wir gehen mit neuem Hoffen und neuem Mute in das zweite Vierteljahrhundert über. Gebe Gott, daß wir das ererbte Gut auch ganz erwerben werden, um es dauernd zu besitzen.

Wochenrückblick

Nach mehrmonatigen Verhandlungen wurde in Paris eine polnisch-französische Wirtschaftsverständigung erzielt. Das Abkommen sieht vor allem die Regelung der Kontingente für die polnische Einfuhr nach Frankreich vor. Als Gegenleistung wurde von polnischer Seite Frankreich eine Reihe von Einfuhrerleichterungen für Industrieerzeugnisse zugestanden. — Der amerikanische Präsident Hoover äußerte sich über die Frage der Kriegsschulden. Er hoffe, daß eine weitgehende Verminderung der Rüstungen den Schuldnerstaaten Amerikas wesentlich erleichtern wird, ihre Verpflichtungen abzutragen. Aber darüber hinaus könnten die Schuldner vielleicht eine Erleichterung erhalten, wenn sie den Vereinigten Staaten einen Ausgleich bieten würden, und zwar durch verstärkte Aufnahme amerikanischer Erzeugnisse. Derartige Vorschläge würden Amerika ernsthaft freuen. Allerdings könnten die Lasten der Kriegsschulden nicht einfach durch eine Streichung auf die amerikanische Bevölkerung übertragen werden. — In Spanien ist ein Aufstand ausgebrochen, der aber von der Regierung niedergedrückt wurde. Die spanische Regierung hat die Anordnung erteilt, daß die Führer des Aufstandes sofort vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Mehrere Offiziere sind bereits zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. — In Deutschland ist es bis nun noch zu keiner Einigung gekommen. Auch die Konferenz, die Hitler mit dem Reichspräsidenten v. Hindenburg hatte, führte zu keinem Ergebnis. Hitler verlangt die ganze Macht für sich, womit v. Hindenburg nicht einverstanden ist, da die Regierung einseitig parteipolitisch eingestellt wäre, anstatt über den Parteien zu sein.

Aus Zeit und Welt

Zloty-Golddeckung gesunken.

Die Goldvorräte der Bank Polski sind in der ersten Dekade des August um 4 463 000 Zloty zurückgegangen. Geld und Auslandsverpflichtungen, die zur Deckung gerechnet werden, sind um 5 Mill. gestiegen, während die anderen um 3 370 000 Zloty zurückgegangen sind. Die Deckung der Banknoten und sofort zahlbaren Verpflichtungen beträgt nur noch 38,6 Prozent.

Die reine Golddeckung des Zloty beträgt 44,52 Proz.

Die Legionärstagung in Gdingen.

In Gdingen fand die 11. Legionärstagung statt, zu der aus allen Teilen Polens mit zahlreichen Sonderzügen gegen 30 000 Personen erschienen waren. Die Feiern begannen um 10 Uhr früh mit einem Gottesdienst auf der Wilson-Mole. Dorthin setzten sich schon in den frühesten Morgenstunden die zahlreichen Legionärsabteilungen und große Menschenmassen in Bewegung. Um den Altar hatten im Halbkreis die Fahnen Aufstellung genommen. Vor ihnen befanden sich die Plätze der offiziellen Vertreter. Man sah den Vorsitzenden des B. B.-Blocks Slawek, Marschall Switalski, den Vertreter der Regierung Postminister Boerner, Vertreter der Generalität und Vertreter ausländischer Staaten.

Um 10.35 Uhr begann der Gottesdienst, der vom Pommereller Bischof Okoniewski zelebriert wurde und den Chorgesängen umrahmten.

In der anschließenden Akademie ergriffen Minister Boerner, der Vorsitzende des B. B.-Blocks Slawek und Gen. Rydz-Smigly das Wort.

Marschall Pilsudski war zu der Tagung nicht erschienen.

Deutscher Vorstoß in der Kolonialfrage?

Paris. Unterredungen, die der ehem. Unterstaatssekretär im Kolonialministerium, Lindequist, mit Reichskanzler v. Papen und Reichsaußenminister v. Neurath hatte, werden hier als die Einleitung eines neuen Vorstoßes der Reichsregierung in der Kolonialfrage angesehen. Man erwartet, daß die Regierung schon in nächster Zeit dem Völkerbund die deutschen Kolonialfragen unterbreitet, die augenblicklich in gemeinsamer Zusammenarbeit zwischen der Reichsregierung und dem Präsidenten der deutschen Kolonialvereinigung ausgearbeitet werden.

Weltwirtschaftskonferenz erst im November.

London. Der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph" meldet, daß die Weltwirtschaftskonferenz erst nach den amerikanischen Präsidentschaftswahlen im November stattfinden werde. Macdonald hat gehofft, daß die Konferenz im Oktober zusammentreten, einige Tage in Vollsitzungen tagen, technische Ausschüsse ernennen und sich während der amerikanischen Wahlen vertagen werde. Washington hat jedoch zu verstehen gegeben, daß es ihm nicht angenehm wäre, eine Abordnung vor den Wahlen zusammenzustellen.

Französischer Botschafter aus Washington abberufen.

Paris. Der französische Botschafter in Washington, Claudel, ist nach Paris zurückgerufen worden. Wie verlautet, soll er Ende September ersetzt werden, und zwar durch einen Finanz- und Wirtschaftssachverständigen, vielleicht sogar durch den Finanzminister Germain-Martin selbst. Die Vermutung, deren amtliche Bestätigung noch abzuwarten ist, zeigt erneut, welch große Bedeutung Frankreich den kommenden Schuldenverhandlungen mit Amerika zumißt.

Not und Cholera in der Mandschurei.

50000 Menschen obdachlos. — Cholera breitet sich aus.

London. Nach einer Meldung aus Mukden sind infolge der großen Ueberschwemmungen in der Nordmandschurei fünf von den Japanern über den Nonnifluß geschlagene Brücken durch die Wassermassen hinweggespült worden. Die Lage der Bevölkerung in Charbin ist verzweifelt. 50 000 Menschen haben kein Dach über dem Kopf. Es war bisher nur möglich, notdürftige Hütten aus Matten zusammenzuzimmern, in denen Tausende von Menschen ihre Zuflucht suchen.

Die Cholera hat sich von Charbin auch auf den gänzlich verwüsteten Ilanbezirk ausgedehnt und fordert täglich zahlreiche neue Opfer.

Wechsel für den ärztlichen Besuch.

Der in Warschau populäre Arzt B-ski wurde zu einem Kranken gerufen. Nach der Untersuchung überreichte ihm die Frau des Bettlägerigen einen Wechsel auf 20 Zloty, der nach drei Monaten zahlbar wurde. Als der Arzt protestierte, entgegnete die Frau: „Dann nehmen Sie den Schrank, ich habe nichts anderes".

Der Kranke war einst ein wohlhabender Mensch, Ingenieur von Beruf. Wechsel für ärztlichen Besuch — das ist das deutlichste Wahrzeichen der herrschenden Zustände.

Er konnte den Kasernendienst nicht ertragen.

Der Abgeordnete des Regierungsblocks aus dem Kreise Sanok Stanislaw Grodzicki hat sein Abgeordnetenmandat niedergelegt und zieht sich gänzlich aus dem politischen Leben zurück. Die Ursache für diesen Schritt Grodzickis ist darin zu erblicken, daß er sich mit den grundsätzlichen Programmpunkten der Sanacja nicht einverstanden erklären konnte, was dazu führte, daß er im Regierungsblock ziemlich isoliert blieb. Besonders schmerzlich empfand er den Kasernenton, der im Regierungsblock herrscht. Bereits früher wollte Grodzicki der Sanacja den Rücken wenden. Damals gab er als Grund an: „Als junger Mann diente ich beim Militär und stand stramm. Als altem Mann (Grodzicki ist 60 Jahre alt) fällt mir aber das Strammstehen im Regierungsblock zu schwer". Auf Einwirkungen Slaweks hat Grodzicki damals seinen Rücktritt nicht wahrgemacht. Nun aber ist der alte Mann des Strammstehens doch müde geworden.

Krisis in der Sowjetregierung?

Rigaer Zeitungen melden aus Moskau, daß die Unzufriedenheit der Arbeiter über die Politik der Sowjetregierung, besonders auf dem Gebiet der Ernährung, so scharfe Formen angenommen hat, daß nach in Moskau kursierenden Gerüchten die Stellung des gegenwärtig in Rußland herrschenden Triumvirats Stalin-Molotow-Kaganowitsch ernsthaft erschüttert sei. Die Rechtsopposition mit Bucharin und Tomski an der Spitze soll eine Aktion zum Sturz Stalins und zur Uebernahme der Regierung vorbereiten. Der Oberkommandierende der Roten Armee, Woroschilow, soll mit Rücksicht auf seine große Popularität in der Roten Armee seinen Posten behalten.

Ultimatum der republikanischen Armee an De Valera.

Dublin. Die irische republikanische Armee veröffentlichte einen Aufruf, der einem Ultimatum an de Valera gleichkommt. Der Aufruf setzt den Hoffnungen de Valeras auf Eingliederung der republikanischen Armee in das parlamentarische System ein Ende und besagt, die Waffen könnten nicht eher ruhen, bis die irische Republik im Sinne der Ostererklärung von 1916 verwirklicht worden sei.

Die Maßnahmen der spanischen Regierung gegen die Putschisten.

Madrid. In Spanien wird die polizeiliche Vernehmung der Führer des letzten Militärputsches mit großer Beschleunigung durchgeführt. Die verantwortlichen Führer der Aufständischen werden sich demnächst vor dem Kriegsgericht zu verantworten haben, das sich aus Mitgliedern der spanischen Armee zusammensetzt. Um den in den Putsch verwickelten Personen die Möglichkeit zu nehmen, auf dem Luftwege Spanien zu verlassen, hat die Regierung die Schließung aller militärischen und zivilen Lufthäfen angeordnet.

Die spanische Kammer hat in erster Lesung einen Gesetzentwurf angenommen, daß die Regierung ermächtigt, alle Zivil- und Militärbeamten zu entlassen, die gegen die spanische Regierung Verrat begangen haben oder künftig begehen sollten.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Todesfall.) Am 17. d. M. verschied nach langem Leiden Fräulein Johanna Anny Frey im 25. Lebensjahre

Reichenbach. (Todesfall). Schon zum vierten Male in diesem Jahre hielt der Todesengel Einzug in unserer Gemeinde. Am 8. August l. J. verschied ganz unerwartet, plötzlich vor Tagesanbruch, Herr Jakob Hoch, im 57. Lebensjahre. Durch viele Jahre übte er als ein tüchtiger Wagnermeister sein Handwerk treulich und gewissenhaft aus, weshalb er auch in der ganzen Umgegend hoch geachtet und geschätzt wurde. Er war sonst auch ein ruhiges und treues Gemeindemitglied, das seine Pflichten in der Gemeinde stets treulich erfüllte. Am 9. August l. J. wurde er zur letzten Ruhe gebettet, wozu nicht nur evang. Glaubensgenossen, sondern auch Andersgläubige recht zahlreich erschienen waren. Herr Pfarrer Dr. Seefeldt tröstete am Grabe die schwerbetrübte Witwe mit ihren 2 Töchtern, welche verheiratet sind und 3 Söhne mit herzlichen Trostesworten, welche nicht nur auf die Trauernden, sondern auch auf die ganze Gemeinde einen tiefen Eindruck machten. — Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume, das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen, denn des Herren Geist blüht darin! — Er ruhe in Frieden!

Mierow. (Goethefeier.) Auch in unserer Gemeinde wurde anläßlich der Wiederkehr des 100. Todestages Goethes eine Gedächtnisfeier zu Ehren dieses großen Mannes begangen. Diese Feier fand am 26. Juni l. J. in unserer Schule statt. Das Klassenzimmer war von der erwachsenen Jugend ausgeschmückt worden. Ein selbst hergestelltes Monument trug viel dazu bei, die Feier recht stimmungsvoll zu gestalten. Mit großen Lettern geschrieben, von Eichenlaub umkränzt, grüßte uns der Name unseres Dichterfürsten. Ueber dem Namen befand sich gleichfalls von grünen Blättern umrankt das Bildnis Goethes. Zur Rechten und Linken waren die beiden Jahreszahlen 1832 und 1932 angebracht. Unter dem Namen befand sich das Kreuz auf grünem Hintergrund. An den Wänden befanden sich mit Kunstschrift geschrieben Zitate aus Goethes Werken, z. B.: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", oder „Tages Arbeit! Abends Gäste! usw. u. a. Eingeleitet wurde die Feier durch unseren Herrn Pfarrer, welcher seiner Aussprache die Worte zugrunde legte: „Halte, was du hast, daß dir niemand deine Krone nehme!" Anschließend daran folgte ein Vortrag über Goethes Leben, Schaffen und Persönlichkeit. Im Geiste folgten wir dem jungen Goethe nach Leipzig und Straßburg, dem reifen Manne und Greis nach Weimar. Der Vortragende schilderte uns Goethe als Dichter, als Lebenskünstler von tiefster Weisheit und als einen Menschen der Arbeit und Schaffensfreudigkeit. Seine Persönlichkeit offenbart sich in seinen Werken. Der Vortrag endete mit den Worten: Was geschieden, kehrt nicht wieder. Aber ging es leuchtend nieder, Leuchtets lange noch zurück. Die Schulkinder trugen Balladen, Lieder und andere Gedichte Goethes vor. Die erwachsene Jugend sang die bekannten Volkslieder von Goethe, wie z. B.: „Das Veilchen", „Das Heidenröslein, „Gefunden" u. a. Hoffentlich haben die Zuhörer von dieser Goethefeier einen dauernden Gewinn.

Stanislau. (5 Jahre „Deutsche Bücherei." Im Februar dieses Jahres waren es fünf Jahre, daß die hierortige deutsche Bücherei nach 13jähriger Pause ihre Tätigkeit wieder aufnahm. Schon vor dem Kriege bestand hier eine sehr gutorganisierte Bücherei unter Leitung des jetzigen Raiffeisenkassenobmannes, des Herrn A. Hargesheimer. Als die Bücherei 1927 wieder eröffnet wurde, war nicht mal die Hälfte des Vorkriegsbestandes mehr da, denn in der Kriegszeit und zwar während der Russenzeit, kamen viele Bücher abhanden. Es waren ca. 200 Bände zurückgeblieben, dazu bekamen wir vom Verband deutscher Volksbüchereien in Katowice 100 Bände zugeschickt, damit konnte ein schöner Anfang gemacht werden. Im Laufe der Jahre bekamen wir nach und nach 412 Bücher aus Katowice. Die Bücherei zählt heute 1432 Bände. Ein Großteil davon ist aus der alten Heimat, der Pfalz, geschenkt worden. Augenblicklich zählt die Bücherei 81 Leser. Die Einnahmen des Jahres 1931 waren bisher die größten: 411.05 Zloty. Verliehen wurden vom 1. 4. 1931 bis 1. 4. 1932 2190 Bände. In den verflossenen 5 Jahren wurden nach ungefährer Berechnung ca. 8000 Bände verliehen. Wenn man aber bedenkt, daß fast jeder eingetragene Leser eine ganze Familie bedeutet, die da mitliest, so kann man ruhig annehmen, daß in den letzten fünf Jahren unsere Bücher ca. 30 000mal gelesen wurden; manche einzelnen Bücher 40—50mal! Was die Zahl der Bände betrifft, so ist die Stanislauer Bücherei nach Lemberg die zweitgrößte deutsche Bücherei in Kleinpolen. Unsere Bücherei hat auch im Laufe der Jahre mehrere Male anderen Büchereien in der Umgebung Bücherspenden, die aus der alten Heimat, der Pfalz, kamen, vermitteln dürfen. Auch war es immer das Bestreben unserer Bücherei gewesen, an Einzelpersonen und Einzelfamilien in der Zerstreuung, die oft ohne Anschluß an deutsche Gemeinden leben müssen, Bücher zu verleihen. Im Laufe der Zeit hatten wir Leser in Broczkow, Kuty, Mikulsdorf, Nadworna, Kalusz, Padalicze und Huwniki! In Kalusz besteht sogar eine kleine „Filiale" unserer Bücherei, dieselbe wird geleitet von einem ehemaligen Mitglied unserer Bücherei, Frau S. Die jetzige Not hat auch in unserer Gemeinde viele arbeitslos gemacht. Um auch diesen Menschen irgendwie zu helfen, können die Arbeitslosen bei uns kostenlos Bücher entleihen. Von dieser Vergünstigung machen erfreulicherweise viele Gebrauch! In diesem Jahre, am 22. März, dem 100. Todestage unseres großen Goethe, veranstaltete die Stanislauer Bücherei einen Buchtag, den ersten in Stanislau und wohl auch in unseren deutschen Siedlungen. Ueberraschend groß war die Zahl der Teilnehmer, ein erfreuliches Zeichen der Teilnahme für Goethe und das deutsche Buch in unserer Gemeinde. — Die Deutsche Bücherei in Stanislau stand von vornherein auf dem Standpunkt, nur das gute Buch ihren Lesern zu bieten und durch das gute Buch Freude bringen und über den grauen Alltag den Geist emporheben zu helfen. Ihr Grundsatz war stets: Dienst am Volk! Solche Arbeit tut bitter not, denn neben aller Not von heute, wie sie auch heißen mag: Wirtschaftsnot, Geldnot, Handelsnot, Arbeitsnot, ist eine andere, vielen weniger sichtbare, aber umso gefährlichere, die Not der Seele. Wir haben uns angewöhnt von allerlei Nöten zu reden, aber nur nicht von der Not der Seele — und gerade hier hat eine rechte Volksbücherei mit ihrer Arbeit einzusetzen, hier ihre seelsorgerliche Betätigung zu verwirklichen.

Heimat und Volkstum

Alte und neue Erntebräuche

Von Hans Runge.

Das Erntefest der alten Germanen. — Mittelalterliche Erntebräuche. — Tiroler und Schweizer Aberglauben.

Bei den alten Germanen waltete Allvater Wodan, der höchste Gott, über der gesamten Ernte. Zu „Wauden" beteten in bestimmten Versen in vielen deutschen Gauen die Schnitter. In Niedersachsen ließen die mit der Einheimsung der Aehrenfrüchte Beschäftigten dem Pferde Wodans, dem wilden Schimmel, eine Garbe auf dem zuletzt abgeernteten Felde zurück. Das Erntebier heißt heutzutage noch in einigen Teilen Niedersachsens Wodelbier (Wodansbier).

Nerthus, die Erdenmutter, nahm die sprießende und der Reife entgegengehende Saat unter ihre Obhut; Kornfrauen und Elfen wurde geopfert, letzteren mußten unschuldige Kinder Mehl darbringen, den ersteren Aehren schneiden und mit Seidenfaden zum Büschel binden. Die Germanen bewirteten auch gastlich die Kornelfen. Nach Berthold von Regensburg wurde den „seligen Fräulein" (felices Dominae) sogar ein Tisch mit allerlei Speisen und Trank gedeckt. Noch heute bindet man den Kühen im bayerischen Hochlande für die „Fräulein" Erdbeerenkörbchen, umwunden von Alpenblumen, zwischen die Hörner. Aus wilden Bergen, zerrissenen Klüften und Felshöhlen kommen die Elfen in die Ackerfluren und scheuen sich nicht, die Gärten in den Dörfern aufzusuchen. Und zur Zeit der Getreideernte wimmeln die Fluren von Weide- und Feldelfen. Aber fast alle Elfen waren den Menschenwerken abhold; deshalb mußten die kleinen Wesen besänftigt werden, entweder durch Opfer oder, falls dies nicht gelang, durch Beschwörung, mußten nötigenfalls unter Anrufen des wilden Mannes vertrieben werden. In Oberfranken läßt man beim Einfahren auf den Wiesen ein Häufchen Heu, auf den Getreidefeldern ein Aehrenbündel zurück.

In Südwestdeutschland wird von einem unschuldigen Mädchen unter Niederknien und Beten der versammelten Schnitter

ein sogenanntes „Glückshämpfli“ geschnitten, mit einem Bande umwunden und im Hause oder in der Scheune aufgehängt und ein Jahr lang bewahrt.

In vielen Gegenden Deutschlands herrschen noch heute gleichartige und ähnliche Bräuche. Man windet Erntekronen und Erntekränze, die mit bunten Blumen und Bändern geschmückt sind und von den Besitzern der Felder bewahrt und gehütet werden. Man fertigt aus Getreideähren ein menschenähnliches Bündel, versieht es hier und da sogar mit einem Antlitz oder einer Maske und bringt es nach geschehener Ernte, nachdem das letzte Getreide in den Scheunen Platz gefunden hat, in feierlichem Aufzuge, unter Gejohl, Possen und Mummenschanz, zuweilen unter Aufsagen allerlei Verse, den Bauern und Gutsbesitzern dar, die dafür dem Schnittervolke ein Erntefest geben oder sich auf andere Weise erkenntlich zeigen müssen.

Zu der Zeit, wo Hagelschauer oder Ungewitter der bevorstehenden Ernte Schaden bringen konnten, wurden Not- und Schutzfeuer entfacht. Dies geschah häufig schon zur Sommersonnenwende oder zu Johannis. Alte Korngarben, die noch vom Jahre zuvor vorhanden waren, wurden geopfert und alles Vieh durch das verglimmende Feuer getrieben.

In Tirol wurde an manchen Orten eine Getreidepuppe, auch „Judas“ genannt, verbrannt. Diese Verbrennung trat wohl im früheren Mittelalter an die Stelle der Opfer frühgermanischer Zeit. Im „Indiculus“ hießen die Ernteopfer sächsisch „Nodfyr“; noch früher (742) friesisch „Niedfyr“, althochdeutsch „Notfiur“. Im Eichsfelde loderten noch bis ins fünfte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Notfeuer (sogenannte wilde Feuer).

Hagelschauer wurden in einigen Gegenden auch durch Hornblasen vertrieben. — Eisen oder „Huldern“ schossen in Norwegen eine „Alfkula“ (Elfenkugel) zwischen das Vieh (es ist dies ein fester Haarballen, der häufig im Magen eines Rindes gefunden wird). In Tirol nennt man einen solchen Ballen „Hagelstein“; Hexen sollen ihn dort zurechtkneten.

Rosegger erzählt von der steirischen „Haberweiß“ oder Nachtschwalbe, die leise durchs Schlüsselloch schwebt und sich unendlich lastend auf einen Schläfer legt, der dann Alpdrücken empfindet. Draußen auf den Saatfluren machte die „Habergeiß“ den Hafer schwarz. Auch zieht die Unholdin über den Roggen dahin und läßt von ihrem Anhang manche Aehre versengen, so daß das giftige, blauschwarze Mutterkorn daraus hervorschießt (Secale cornutum, auch Hahnenkamm oder Hungerkorn genannt). Steht die Staat in reifender Vollkraft und wogt der Wind hindurch, so sollen allerlei Tiere hindurchlaufen, z. B. Roggenwölfe und Roggenhunde, Haferböcke, Kornkatzen und Roggensäue.

Im Klettgau (Baden) nimmt die „Alte“, die übers Feld wandelt, ein Kind zur Mittagszeit fort und legt dafür ihr eigenes hin. Im Aargau liegt mittags das Kornkind, auch Kornengel genannt, häufig ängstlich weinend oder gar schreiend, im Korn. Aber wer das Kindlein aufhebt, muß alsbald sterben. In Graubünden sagt man, es sei schwer aufzuheben und kündige ein treffliches, fruchtbares Jahr an. Mit der „Alten“ ist wohl das schnittreife Korn gemeint, mit dem Kinde der Ueberschuß, die Aussaat für das kommende Jahr.

Nach völliger Einheimsung der Ernte, nachdem das Vieh wieder in den Stallungen untergebracht war, veranstaltete man ein Herbst-Dankfest, das, je nach dem Klima, in den einzelnen germanischen Gauen früher oder später fiel. Es waren dies Dankfeste, bei denen höchste Opferbräuche geübt wurden. Der Häuptling oder Herzog lud seine Frilinge zum Opfermahl, bei denen es hoch herging. Dankbar wurde des Allvaters Wodan, des Spenders allen Segens, gedacht. Friedlich saß die kraftstrotzenden Mannen am Feuer beisammen. Die Metkufen waren gefüllt; die Hörner kreisten, und Priester und Sänger priesen den lauschenden Mannen die Güte des Segens der Fluren, der wiederum die Speicher und Scheunen wohlgefüllt hatte, den Menschen und Tieren zur Labung und Atzung.

Für Schule und Haus

Vom Keuchhusten

Vor einem Keuchhustenanfall werden die Kinder meistens nervös. Man sieht sie zur Mutter flüchten oder sich am nächsten besten Gegenstand festhalten. Nun kommt eine Reihe von heftigen, kurzen, bellenden, rasch aufeinanderfolgenden Hustenstößen, das Gesicht wird dunkelrot, sogar bläulich verfärbt, die Augen sind weit aufgerissen und erscheinen hervorgetrieben, Tränen dringen hervor, zäher weißer Schaum tritt vor den Mund oder wird erbrochen, bis endlich ein tiefer, eigentümlich pfeifender Atemzug dem Hustenanfall scheinbar ein Ende macht. Scheinbar; denn nach ganz kurzer Pause wiederholt sich der Anfall noch einmal, wenn auch nicht so stark und nicht von so langer Dauer wie das erstemal. Und noch ein drittes und viertes und öfteres Mal. Hierbei kommen manchmal auch Blutungen aus Mund und Nase vor, und alles Genossene wird erbrochen.

Nachts treten die Anfälle entschieden häufiger auf als am Tage: im Verlauf von 24 Stunden kommen 5 bis 20, in schweren Fällen bis zu 40 und noch mehr Anfälle vor. Die Dauer eines einzelnen Anfalles beträgt 1 bis 5 Minuten.

Nachdem die Anfälle zwei bis drei Wochen in dieser Heftigkeit gedauert haben, werden sie schließlich seltener, und unter den Erscheinungen eines allgemeinen Katarrhs mit Husten und lockerem grünlichem Auswurf geht die Krankheit nach einigen Wochen in Heilung über. Der Heilungsverlauf des Keuchhustens wird entschieden günstig beeinflußt durch wochenlange Bettruhe und Aufenthalt des Patienten in möglichst reiner Luft. Daher ist in der guten Jahreszeit für möglichst fleißigen Aufenthalt im Freien (Liegen in der Hängematte), bei rauher, windiger Witterung aber für Bettruhe an offenem Fenster oder wenigstens unter häufiger Erneuerung der Zimmerluft zu sorgen. Hierdurch wird erfahrungsgemäß die Zahl der Anfälle verringert. „Luftveränderung“ durch Wohnortswechsel gilt heute als zwecklos. Medikamente sind in der Regel wir-

Das Luisenkreuz

Zeitbild von Paul Burg.

Als das liebe, alte Mütterchen im schlohweißen Haar, mit dem zarten, noch fast glatten Gesicht und den wasserblauen gütigen und seltsam verträumten Augen, sich am Schalter der städtischen Pfandleihe gar zaghaft vordrängte, machten ihr alle gern Platz. Sicherlich hatte sie einst bessere Zeiten erlebt.

Nun stand sie vor dem Beamten, von dessen Machtwort jetzt Menschenschicksale abhängen, als sei er ein Richter über Leben und Tod. Sie brachte einen sorgsam gefalteten Pfandschein hervor und bat um Verlängerung. Auf die ihr geliehenen zwei Mark wolle sie auch eine Abzahlung leisten. „Was ist denn drauf, Mutterchen?“ fragte der Mann hinter dem Schalter freundlich. Sie verstand erst nicht recht und ließ sich von den hinter ihr Wartenden erklären.

„Aber das müssen Sie doch wissen! Wer hat es denn versetzt?“ forschte der Beamte um einen Ton strenger, wurde, aber sofort wieder herzlich, als sie ihm bekannte, ihr Enkel habe die Brosche versetzt... aber er sei inzwischen gestorben, und sie stehe ganz allein.

„Und wieviel können Sie abzahlen, Mutterchen?“

Sie suchte in ihrem abgetragenen Beuteltäschchen herum — die schmalen, welken Finger zitterten ihr vor Angst und Aufregung. Einen, zwei... drei Groschen brachte sie hervor.

„Es müssen mindestens zwanzig Prozent sein!“ sagte der Beamte und bedeutete ihr, das seien vierzig Pfennige.

Sie habe auch noch einen Groschen gehabt... ach, du lieber Himmel, den vierten Groschen habe sie nun verloren. Sie weinte leise vor sich hin. Einer unter den Wartenden spottete, sie solle die dumme Brosche verfallen lassen und das Geld vertun, denn morgen sei man tot. Aber ein Herr hinter dem losen Burschen drängte diesen beiseite.

„Warten Sie einen Augenblick, bitte! Wenn ich beim Prolongieren meine Mark gewechselt habe... es ist meine letzte!“ sagte er leise und beklommen.

„Na, so haben wir aber doch nicht gewettet!“ rief jetzt der Beamte hinter dem Schalter und warf gleich zwei blanke Groschen auf das Brett. „Das nehmen Sie mal — mein Kollege gibt ebensoviel, und wir prolongieren Ihnen dafür die alte Brosche. Stecken Sie Ihr Geld nur wieder ein, Madam!“ Gutmütig lachend nahm er auch die zwei Groschen von seinem Gegenüber herein und legte sie zu den seinigen.

kungslos. Da die kleinen Patienten durch häufiges Erbrechen des Genossenen oft stark herunterkommen, ist der Ernährung größte Aufmerksamkeit zuzuwenden; man wird mit Vorteil kleine Mengen leichtverdaulicher Speisen (Breie) sehr häufig, besonders unmittelbar nach einem Anfall nehmen lassen, um dadurch das sofortige Erbrechen der Nahrung hintanzuhalten. Da der Keuchhusten sehr ansteckend ist, auch durch dritte Personen und Gebrauchsgegenstände (Taschentücher, Wäsche und dergleichen) übertragen werden kann, ist die Absonderung des Kranken möglichst streng durchzuführen. Es ist ein Zeichen großer Rücksichts- und Gewissenlosigkeit, wenn, wie das ja häufig vorkommt, Geschwister von keuchhustenkranken Kindern oder diese gar selbst in Kindergärten oder Schulen geschickt werden.

Treue bei Tieren

Das Seelenproblem im Tierreich

Von Dr. Ernst Bergmann.

Ist das Tier treu? Man könnte mit der Gegenfrage kommen: Ist denn der Mensch treu? In dieser Zeit, in der wir den Begriff der Treue im öffentlichen wie im privaten Leben so sehr wanken sehen, wendet man sich unwillkürlich dem Tier zu und sucht hier gleichsam den Ursprüngen unserer besten Gefühle. Dazu aber gehört nun einmal in allererster Linie die Treue. Was Liebe ist, läßt sich sehr schwer sagen, sie ist ein so allgemeiner Begriff, gleichzeitig auch wieder so speziell — man denke an die erotische Liebe — daß sich gerade für das Tier bedeutende Schwierigkeiten bei dem Versuch einer Definition dieses Gefühls ergeben. Aber das ist jedenfalls sicher: Wo es Treue gibt, echte Treue, da muß auch Liebe vorhanden sein. Denn was es sonst noch an Treue beim Menschen gibt, ist Prinzipientreue, also das Festhalten an einer Idee, einem Prinzip, weil ich es nun einmal gefaßt habe, auch wenn ich vielleicht meine Ansicht inzwischen längst verändert habe; ich glaube es mir selbst schuldig zu sein, an dem einmal veralteten Prinzip festzuhalten und würde mich sonst nicht mehr achten können usw. Vielleicht ist solche Treue im Grunde ziemlich töricht. Sicher ist jedenfalls, daß das Tier sie nicht kennen kann. Bei ihm kann es nur Treue geben, wo es so etwas wie Liebe gibt. Gibt es das beim Tier?

Die Frage ist keineswegs so leicht zu beantworten. Sie hängt davon ab, ob man im Tier ein Wesen sieht, das ähnlich wie der Mensch denken und fühlen kann, wenn auch in noch so verringertem Grade, oder aber ob man es als eine Art Automat ansieht, der rein mechanisch auf die Reize der Außenwelt reagiert. Die Wissenschaft hat lange genug diese letztere Auffassung vertreten. Allmählich aber bricht sich doch mehr und mehr die Auffassung Bahn, daß man wirkliche Tierpsychologie ohne Annahme einer Art Seele treiben kann, das heißt also, daß man dem Tier echte seelische Phänomene, wie Denken und Fühlen, zubilligen muß. Aber es wäre nun ein Fehler, wieder in die vorwissenschaftliche Porpularmeinung zurückzufallen, und alles was das Tier tut, nach Analogie der menschlichen Psyche erklären zu wollen. Diesen Fehler hat zum Beispiel auch der berühmte Alfred Brehm allzuoft begangen, was den Wert seiner sonst hervorragenden und noch heute zuverlässigen Beobachtungen beeinträchtigt. Ein typisches Beispiel solcher Uebertreibung ins Anthropomorphe, das heißt ins Allzumenschliche, stellen etwa auch die bekannten Erzählungen des Försters von seinem klugen Hund dar, und jene Jagdgeschichten, wie sie der Sonntagsjäger berichtet.

Eins ist klar: Wir müssen natürlich alles, was am Tier Dressur ist, von vornherein bei unserer Betrachtung ausschalten. Wenn ich einen Hund mit einem Leckerbissen belohne, weil er Gegenstände, die ins Wasser geworfen werden, brav apportiert hat, so erziehe ich das Tier gewissermaßen zum Egoisten. Rettet der Hund nun etwa einmal ein Kind aus dem Wasser, so ist es ganz klar, daß hier von Treue, Mitleid, Opferbereitschaft oder dergleichen gar keine Rede sein kann. Sowie das Tier weiß, daß der Effekt seines Handelns etwas Angenehmes ist, kann von echtem Gefühl nicht mehr gesprochen werden. Das scheint selbstverständlich, aber im Leben finden sich immer wieder Verwechslungen dieser Art. So kannte ich einen Hund, einen kleinen Rehpinscher, der scheinbar mit rührender Liebe an seinem Herrn hing, ihn begleitete und nach Möglichkeit nicht von seinem Schoß wich. Scheinbar also rührende Treue und Anhänglichkeit. In Wahrheit keine Spur davon: Das Tier war einfach von seinem Herrn maßlos verwöhnt worden. Wenn Herrchen aß, bekam der Hund seine gute Hälfte davon. Bekam er sie aber einmal nicht, so kläffte er seinen Herrn wütend an und schnappte sogar nach ihm. Das ist schon ein außerordentlicher Grad von Egoismus und Treulosigkeit, aber freilich hatte der Herr sein Tier durch die unglaubliche Verwöhnung förmlich dazu erzogen.

Natürlich ist auch der Artcharakter bei Beurteilung von Charaktereigenschaften wesentlich. Es ist bekannt, daß Hund und Katze verschiedenen Charakter haben. Die Katzenarten haben ihren Lebensgewohnheiten entsprechend eine andere Psyche als die Hundearten. Aber auch in den Grenzen der Art sind die verschiedenen Unterarten verschieden zu beurteilen. Das Wesen der Bulldogge ist ein anderes als das des Windhundes oder des Pudels. Aber nicht nur das: Jedes Individuum zeigt wieder, wie schon der Tierfreund weiß, einen ganz bestimmten Charakter. Von den sechs Jungen einer Hündin zeigt sich schon in der ersten Zeit des Lebens bei jedem der Kleinen ein besonderes Wesen, besondere Gewohnheiten, eben ein bestimmter Charakter. Zwischen Hund und Hund ist ein großer Unterschied. Im Rundfunk berichtete kürzlich ein bekannter Tierkenner über zwei Hunde derselben Rasse aus dem gleichen Wurf, die er besaß. Beide wurden mit der gleichen Sorgfalt gepflegt. Bei dem einen war es unmöglich, ihn auch nur einen Tag zu Bekannten zu geben, wenn der Herr einmal verreiste. Das Tier war nur mit Gewalt von seinem Besitzer zu trennen und suchte so bald wie möglich von den Fremden, die ihn natürlich glänzend behandelten, wegzulaufen. Er war dort kaum zu bewegen, irgendwelches Futter anzunehmen. Hier kann von echter Liebe und darauf beruhender echter Treue gesprochen werden. Keine anderen Gründe als solche echten

---

Aber zugleich schoben sich auch aus den Reihen des wartenden Publikums Hände heran, die Fünfer und Groschen brachten.

„Nehmen Sie, gute Frau! Nehmen Sie doch — da sind schon die zwei Mark zusammen, und Sie kriegen Ihre Brosche wieder!" redeten freundliche Stimmen fremder Menschen auf sie ein, und die alte Frau stand wie in einem Traume und merkte nicht, daß man ihr den Pfandschein aus der Hand nahm, ihn eiligst expedierte und die Nummer zur Rohrpost gab... sie wollte sprechen, aber es ward nur ein Schluchzen und Stammeln. Ihre blauen Augen leuchteten.

„Mutterchen, was ist denn das nur für eine segenbringende Brosche?" fragte einer hinter ihr.

Da wandte sie sich zu dem Frager um, und ihre Augen strahlten und funkelten unter Tränen.

„Die ist wohl segenbringend, lieber Herr, — das ist sie freilich! Meiner lieben Mutter selige Mutter hat sie als Kreuz nach dem Kriege Anno dreizehn selber vom Preußenkönige angesteckt bekommen — zum Andenken an die hochselige Königin Luise und zum Lohne für vaterländischen Frauendienst. Der alte Kaiser Wilhelm hat sie dann nach Siebzig meiner Mutter weiterzutragen erlaubt, weil sie beim Roten Kreuze den ganzen Krieg über geholfen und keine Krankheit, keine Gefahr gescheut hat. Als sie achtzig Jahre war, hat die Kaiserin Augusta ihr zu dem Luisenkreuz eine goldene Brosche geschenkt und erlaubt, das Kreuz solle auf die Brosche geschmiedet werden. So hat sie meine liebe Mutter bis an ihren letzten Tag getragen... dann lag die Brosche immer auf rotem Samt im Schmuckkasten. In unserem Kriege, als alles Gold abgeliefert werden mußte, habe ich sie hingebracht, aber man hat sie nicht angenommen... An dem Tage, als mein einziger Sohn vor Verdun fiel, brachte mir der Bürgermeister die Rote Kreuzmedaille — und als es die Kaiserin erfuhr, das mit dem Luisenkreuz meiner Großmutter auf der Brosche, da hat sie mich zu sich befohlen und nach allem ausgefragt. Ich durfte nun auch die Erbbrosche tragen.

Dann kam das große Unglück, das noch immer nicht zu Ende ist, und an dem Tage, als die liebe Kaiserin in der Fremde ihre Augen schloß, habe ich die Brosche abgelegt und heilig verwahrt... bis die Not nun einem auch das Letzte und das Liebste genommen hat."

„So groß darf keine Not sein, daß sie so alten lieben Leuten ein langes Leben voller Treue mit Undank lohne

Gefühle können ins Treffen geführt werden. Denn die Behandlung bei den Fremden, die dem Hund zudem meist keine Unbekannten waren, war so gut wie zu Hause beim Herrn. Aber das echte Gefühl für den, den das Tier kannte und mit ihm zu leben gewohnt war, blieb bei noch so guter Behandlung unbefriedigt.

Und nun der andere Hund, der stets die gleiche gute Behandlung vom Beginn seines Lebens an erfahren hatte. Eines Tages sah sich der Herr genötigt, das Tier zu verkaufen. Mit Schrecken sah er dem Augenblick entgegen, wo der Hund abgeholt werden sollte. Er war entschlossen, in ein anderes Zimmer zu gehen, um seinem Liebling nicht nachzublicken, wenn er von dem neuen Herrn fortgeführt würde. Aber es kam ganz anders. Der Hund, der immer ein Allerweltsfreund gewesen war, der sich über jeden Besuch gleichermaßen gefreut hatte, ging sofort vergnügt mit, als man ihm bedeutete, er soll einen Spaziergang mit dem Fremden machen. Keine Spur von Angst oder Trauer. Und das nicht nur, weil man ihn etwa zu einem Spaziergang überredet hatte. Auch im Hause des neuen Besitzers war er von Anfang an vergnügt und munter und zeigte keinerlei Sehnsucht nach seinem früheren Herrn. Besuchte ihn dieser einmal, so zeigte er sich so erfreut wie mit jedem anderen Besuch auch. Das war also der Bruder von dem, der vorher genannt wurde. Der Charakter entscheidet beim Menschen wie beim Tier.

Endlich noch ein Beispiel zur Treue zwischen Tier und Tier. Häufige Beobachtungen haben gezeigt, daß es Liebe und Treue auch zwischen Tieren gibt, wiederum aber auch, daß man solches Verhalten keineswegs verallgemeinern darf. Zwischen den Ehepartnern ist im Tierreich — freilich nur bei den höheren Tieren, bei denen allein es überhaupt echte Gefühle gibt — eheliche Treue häufig beobachtet worden, dann auch freilich wieder vollkommene Untreue. Auch hier sind Artcharakter, aber auch persönlicher Charakter maßgebend. Auch Freundschaft und Treue zwischen Tieren verschiedener Art, die sich aneinander gewöhnt haben, ist vielfach bekannt. Wie weit Treue zwischen Tieren gehen kann, zeigt ein Beispiel, das der bekannte Tierkenner und Gartendirektor Dr. Knottnerus-Meyer erzählt. Eines Tages war von einem Elefantenpaar „er" krank und „sie" allein imstande, ihr Heu zu fressen. Er durfte keins bekommen, um eine Reizung einer bösen Wunde zu verhindern. Da brachte eines Abends „Greti" kurz entschlossen ihrem „Toto" einen guten Rüssel voll Heu und legte es vor ihm hin. Der Beobachter erklärt selbst, daß er diesen einmaligen Fall kaum einem anderen glauben würde, wenn er ihn nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.

So vorsichtig man also bei der Beurteilung tierischer Handlungen sein muß, um so mehr, je höher die seelischen Leistungen sind, die das Tier scheinbar aufweist, so kann doch nach allem kein Zweifel sein, daß das Tier echtes Gefühl kennt, also auch eins der höchsten, die echte Treue. Schaltet man bei wissenschaftlicher Beobachtung alle Fehlerquellen sorgfältig aus, so bleibt doch ein erfreulicher Rest übrig, der das Vorhandensein von echter Treue in der Tierpsychose unzweifelhaft erweist. Und von diesem Rest wäre es ein Fehler und durchaus unwissenschaftlich, wollte man versuchen, ihn durch künstliche Hypothesen wegzudiskutieren, nur um etwa die Theorie vom Tier als Automaten aufrechtzuerhalten. Es war nur die Seelenlosigkeit der Menschen einer bestimmten Zeit, die im Tier die Seele, das Menschenartige übersehen konnte.

und das bißchen Erinnern und Stolz auf die vergangenen Zeiten nähme —, nein, nein, das darf nicht sein! Oder sind wir etwa grausamer als die Leute, die im Kriege das Gold verlangten?" Der Beamte hinter dem Schalter wickelte ein kleines graues Päckchen aus, das man ihm gereicht hatte, dann lag auf seiner Hand das schlichte schwarze Luisenkreuz von Anno 1813, hob sich leuchtend von dem matten Golduntergrund einer schlichten Brosche.

„Ehre, wem Ehre gebührt!" rief einer, und sie wichen alle zurück vor der alten Frau im schlohweißen Haar, die mit leisem Glücksruf ihr Kleinod an sich nahm und an die eingefallene Brust drückte. Dankesworte stammelte sie, reichte allen die Hände und wankte hinter dem Schalter weg.

Ein breiter, hochgewachsener Mann geleitete sie: „Lassen Sie man gut sein, Mutterchen; ich habe im Kriege erlebt, was Rotekreuzhilfe ist — ich wäre sonst gewiß nicht mehr da. Kommen Sie — hier ist eine Stufe, Mutterchen!" Und er trug sie mehr, als er sie führte, die alte Frau mit dem jahrhundertalten Luisenkreuz in zitternder Hand auf der Schwelle des Leihhauses — — in unsern entwurzelten Tagen.

Der wunderbare Automat

Aus Amsterdam wird berichtet: In Holland ist dieser Tage ein Gesetz in Kraft getreten, durch das auch für Lebensmittelgeschäfte, die bisher an Sonntagen geöffnet sein konnten, der Sonntagsladenschluß eingeführt wurde. Obwohl man denken sollte, daß die Geschäftsleute die soziale Bedeutung dieser Maßnahme zu würdigen wissen und den endlich auch für sie geschaffenen wöchentlichen Feiertag gerne zu Ausflügen in die freie Natur benutzen möchten, sehen sie vielfach im Gegenteil in dem neuen Gesetz eine Behinderung ihrer persönlichen Freiheit und eine Einschränkung der Verdienstmöglichkeiten. Zu der letzten Kategorie von Geschäftstüchtigen gehört auch ein Wein-, Bier- und Limonadenhändler in der Käsestadt Gouda. Er sann auf ein Mittel, wie er am Sonntag weiterhin seine Ware an den Mann bringen könne, ohne mit dem Strafrichter in Berührung zu kommen. Und er fand dieses Mittel:

Er ließ einen Automaten für eine große Anzahl von Getränken anfertigen. Dieser Automat, der aus einer hölzernen Wand bestand, in der nicht weniger als zwanzig Oeffnungen zum Einwerfen von Geldstücken angebracht waren, trat am Sonntag morgen an die Stelle einer großen Fensterscheibe, die bis dahin das Wohnzimmer des Limonadenhändlers gegen die Außenwelt abschloß. Auf den Automaten waren genau die Beträge angegeben, die man in die verschiedenen Oeffnungen werfen mußte, um eines der in Frage kommenden zwanzig Artikel habhaft zu werden. Eine Gebrauchsanweisung vermeldete ferner, daß man jeweils eine bestimmte Flasche in einer beliebigen Zahl von Exemplaren gleichzeitig aus dem Automaten empfangen konnte, wenn man den angegebenen Betrag entsprechend multipliziert entrichtet. Das Merkwürdigste an dem Automaten war, daß man keine bestimmten Münzen in die einzelnen Oeffnungen zu werfen brauchte, sondern daß man zum Beispiel in Nr. 17, wo der geforderte Preis 14 Cents betrug, ebenso gut Geldstücke von 10 Cents, 2½ Cents, 1 Cents und ½ Cent hineinwerfen konnte wie vierzehn einzelne Centstücke oder etwa ein 5-Centstück, zwei 2½-Centstücke und vier Centstücke. Es war lediglich notwendig, daß der angegebene Geldbetrag der aufgedruckten Aufschrift entsprach.

Die Kunde von dem vielseitigen neuen Automaten verbreitete sich in Gouda wie ein Lauffeuer. In kurzer Zeit hatte sich eine große Menschenmenge um dieses Wunder der Technik versammelt, und alle waren sich darüber einig, daß man so etwas noch niemals gesehen habe. Alle Möglichkeiten des Automats wurden auch sofort ausgiebig erprobt, der Wein- und Limonadenhändler machte glänzende Geschäfte. Der Automat funktionierte prächtig. Warf man beispielsweise in Nr. 19 12 Cents hinein, so brauchte man nur die Hand auszustrecken, um sich der ausgesuchten Flasche zu bemächtigen. Warf man in dieselbe Nummer 36 Cents ein, so erschienen prompt in der Oeffnung drei Flaschen desselben Inhalts.

Aber auch die Polizei erhielt Kenntnis von der wunderbaren Erfindung, und ein Kriminalbeamter wurde zwecks amtlicher Begutachtung des Automaten abgesandt. Er warf erst 14 Cents in Nr. 20 und wenige Augenblicke darauf war er im Besitz einer eisgekühlten Flasche Selterwasser. Er probierte es nochmals und warf in Nr. 18 28 Cents, und in der Oeffnung des Automaten erschien gleich darauf eine große Flasche Limonade. Aber o weh! Wegen ihrer Größe hatte sich diese Flasche in die Automatenöffnung festgeklemmt. Man glaubte schon, daß der Automat defekt geworden war, als plötzlich in der Oeffnung des Automaten eine Menschenhand erschien, die die Flasche in die richtige Lage brachte. Aus der Menge flog ein schallendes Beifallachen auf. Der Respekt vor dem kühnen Erfinder war aber auch sofort auf den Nullpunkt gesunken, und von dem technischen Wunder blieb nicht mehr viel übrig. E-

stellte sich heraus, daß der „Erfinder“ mit seiner Frau im Wohnzimmer hinter der Rückenwand des „Automaten“ saß, um sich herum einen riesigen Berg von Wein-, Limonaden-, Selterwasser- und Bierflaschen. So bald das Geld durch eine Oeffnung gefallen war, wurde schnell die betreffende Flasche in ein hierfür bestimmtes Fach gelegt, eine Klappe wurde weggezogen und die Ware konnte von draußen in Empfang genommen werden. Siehe da, der menschliche Automat! Für das Geschäftsgenie hatte der Vorfall glücklicherweise keine üblen Folgen. Der Polizeikommissar konnte Spaß verstehen. Er entließ den „Erfinder“ mit der Botschaft, seinen „Automaten“ umgehend außer Betrieb zu setzen oder für andere Zwecke zu verwenden.

Drama

Von Charles Vildrac.

Unter den Schatzsuchern der ganzen Welt ist eine Art Epidemie ausgebrochen; wie nach den ersten Nachrichten von den Goldfunden in Alaska Hunderttausende vom Goldfieber ergriffen wurden, so haben auch die erfolgreichen Bergungen der „Egypt“ und auf den Kokosinseln die Schatzsucher aller Welt auf den Plan gerufen. Vor wenigen Tagen ist nun wieder eine Expedition aus London aufgebrochen, die in Südpersien nach den verschollenen Schätzen des Moguls suchen will.

Die Geschichte dieser verschwundenen Kostbarkeiten ist ebenso abenteuerlich, wie die der anderen, sagenhaften Schätze, die seit Jahrhunderten die Phantasie der Menschen beschäftigen. Bei der Plünderung von Delhi im Jahre 1739 wurden diese märchenhaften Schätze eingepackt, auf eine Karawane verladen und sollten nach Persien gebracht werden. Sie sind an ihrem Bestimmungsort nie angekommen. Man wußte nur, daß sie irgendwo in der Wüste vom Sandsturm begraben wurden und daß mit ihnen auch die ganze Karawane den Tod im fliegenden Grab gefunden hatte.

Es sollen sich unter den verschollenen Schätzen solche von unermeßlichem Wert befunden haben, so der Thron des Großmoguls, der aus massivem Gold verfertigt war und eine volle Tonne schwer sein soll. Dann stammt aus dem Besitz des gleichen Herrschers ein berühmter Diamant, das „Auge des Buddha“, der zusammen mit einem anderen Diamanten in einer Buddha-Statue das Augenpaar des „Erlauchten“ bildete.

Immer wieder versuchten abenteuerlustige Schatzsucher, die verschwundenen Kostbarkeiten wieder aufzubringen. Viele dieser Expeditionen kamen elend um, viele von ihnen kehrten unverrichteter Dinge zurück. Die Wüste wollte ihre Opfer nicht hergeben. Bis jetzt endlich — angeblich auf Veranlassung hoher offizieller Persönlichkeiten Persiens — eine moderne Expedition die Suche nach diesen Schätzen aufgenommen hat. Englische Geldgeber finanzieren die Reisegesellschaft; sie sollen die Hälfte aller gefundenen Werte bekommen. Der Expedition wird von der persischen Regierung eine Militäreskorte zur Verfügung gestellt. Man will auch schon den genauen Ort wissen, an dem die Expedition umgekommen war, und zwar soll es ein alter persischer Karawanenführer sein, der von einem Eingeweihten das Geheimnis erfahren hat. Es bleibt allerdings abzuwarten, wieviel von den reichlich phantastischen Begleiterscheinungen dieser Schatzsucherexpedition sich als Täuschung und Bluff und wieviel als ernst zu nehmende Tatsachen erweisen werden.

Kühle Wohnung

Wie halte ich jetzt in der heißen Jahreszeit meine Wohnung kühl? Diese Frage ist für unser ganzes Befinden überaus wichtig.

Man macht dabei manches falsch. Keinen Zweck hat es zum Beispiel, bei Sonnenschein die Fenster zu schließen oder dunkle Vorhänge vor das Fenster zu ziehen. Denn das Licht geht durch das Fenster hindurch und verwandelt sich beim Auftreffen auf das dunkle Zimmer oder den dunklen Vorhang in Wärme, die dann ihrerseits im Zimmer bleibt, da sie bei geschlossenem Fenster keine Möglichkeit hat, nach außen zu entweichen.

Wirksame Schutzvorrichtungen müssen daher außen angebracht werden. Am besten sind hölzerne Läden aus schräggestellten Querleisten mit breiten offenen Spalten, durch die die hinter den Läden angewärmte Luft nach oben entweichen kann. Wenn man Markisen benutzen will, so ist darauf zu achten, daß die unter ihnen sich bildende Wärme gleichfalls Abzug ins Freie hat. Daher darf die Markise nicht unmittelbar an der Wand, sondern sie muß an einer Leiste befestigt werden, die mehrere Zentimeter von der Wand absteht. Durch diesen Spalt kann dann die Wärme gut abziehen.

Ein hervorragendes Abkühlungsmittel für die Wohnung ist das Verdunsten von Wasser, indem man den Fußboden besprengt oder die Fenster bespült. Auch das Aufhängen von feuchten Tüchern ist empfehlenswert. Gleichzeitig muß gründlich gelüftet werden, am besten durch Gegenzug. Dadurch wird nicht nur die Verdunstung des Wassers und also die Abkühlung der Räume beschleunigt, sondern auch eine Uebersättigung der Zimmerluft mit Feuchtigkeit vermieden. Nachts über sollen Türen und Fenster offen bleiben. Das gilt für Wohn- und Schlafzimmer gleichermaßen wie für Küche und Speisekammer.

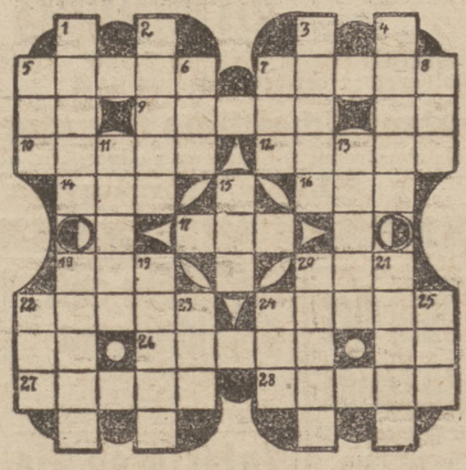
Ganz besondere Aufmerksamkeit ist den Räumen zu widmen in denen kleine Kinder oder gar Säuglinge untergebracht sind. Denn bei ihnen können die Folgen sommerlicher Wärmestauung auf Magen- und Darmkanal erfahrungsgemäß bedrohlich werden.

Die Tomate

Die Urheimat dieser Gartenpflanze ist Südamerika. Sie soll in Peru zum ersten Male aufgefunden worden sein und heißt deshalb auch Peruanischr Apfel. Weitere Namen sind Goldapfel und Liebesapfel. Nach Europa kam die Tomate bereits im 16. Jahrhundert, und in Südeuropa wurde sie auch bald eine beliebte Speise. Dagegen wurde sie in Deutschland fast nur als Zierpflanze in Gärten gehalten. Erst seit etwa zwanzig Jahren ist sie bei uns in größerem Umfange in die

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 5. Heftiger Anprall, 7. Schweizer Kanton, 9. Bibl. Person, 10. Gesegnete Zeit, 12. Handschuhleder, 14. Waldgott, 16. Schiffsseite, 17. Wassersäugetier, 18. Marokkanische Hauptstadt, 20. Gebirgsweide, 22. Stadt im Rheinland, 24. Hochbetagter Herr, 26. Spaß (i=j), 27. Ansiedelung, 28. Teil der Scheune.

Senkrecht: 1. Stadt in Hinterpommern, 2. Stadt im Ruhrgebiet, 3. Künstliche Wasserstraße, 4. Insekt, 5. Stadt in Belgien, 6. Fremdwort für Herr, 7. Fremdwort für Nr. 24, 8. Bibl. Frauenname, 11. Deutsche Münze, 13. Kostbarkeit, 15. Raubfisch, 18. Stadt in Bayern, 19. Kostbares Gewebe, 20. Vertilgungsmittel, 21. Frauenname, 22. Grammat. Artikel, 23. Bedrückende Lage, 24. nicht „schlecht“, 25. Geograph. Bezeichnung.

Auflösung des Gedankentrainings „Brettlspiel“

Waagerecht oben: Kalender. — Waagerecht unten: Talisman. — Senkrecht links: Katapult. — Senkrecht rechts: Reaktion.

Ernährung eingeführt worden. Eine große Ausdehnung hat der Tomatenbau in den verschiedenen englischen Kolonien angenommen. Nirgends werden aber Tomaten mehr verzehrt und in größerer Verschiedenartigkeit zubereitet als in den südamerikanischen Ländern. Seit einem Jahrzehnt ist diese Pflanze namentlich in Laubenkolonien und Schrebergärten sehr stark angepflanzt worden, aber auch in Bauerngärten ist sie schon häufig anzutreffen. Großen Ertrag wird die Pflanze bringen, wenn sie auf gut gedüngtem Boden eingesetzt wird und viel Wasser erhält. Am besten ist es, wenn die Tomaten in Höhlungen gesetzt werden, die bei großer Wärme am Morgen und am Abend je einmal mit Wasser gefüllt werden.

Die rote Rose

gilt als Symbol der Liebe, Freude und Schönheit, während die gelbe Rose das Zeichen der Treulosigkeit ist. Weiße Rosen werden nicht nur als Symbol der Reinheit angesehen, sondern sind auch die Begleiter von Trauer und Schmerz. Die alten Aegypter liebten die Rosen; man fand im Grabe Tut Ench Amons einen goldenen Kasten, in dem sich die Reste vieler Rosen befanden. Als dieser Kasten jetzt nach Jahrtausenden geöffnet wurde, entströmte ihm noch schwacher Rosenduft. Bei den Römern gab es die Sitte, bei kleinen Festen unter vertrauten Freunden eine Rose über dem Tisch aufzuhängen. Die Anwesenden befanden sich dann „sub rosa“ (unter der Rose), was bedeutet, daß sie verpflichtet waren, über das, was während des Festes gesprochen wurde, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vita“ nakład drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs
12. 8. bis 18. 8. 1932	8.91—8.92

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów	
Weizen	26.50— 27.00	28.50—29.00	vom Gut.
Weizen	25.25— 25.75	27.25—27.75	Sammelldg.
Roggen	15.25— 15.75	16.50—18.00	einheitl.
Roggen	17.00— 17.25	19.00—19.25	Sammelldg.
Mahlgerste	14.50— 15.00	16.75—17.25	
Hafer	16.00— 16.50	18.50—19.00	
Roggenkleie	8.00— 8.25	8.50— 8.75	
Weizenkleie	8.25— 8.50	8.75— 9.00	
Ölkuchen	17.00— 18.00		

3. Molkereiprodukte und Eier im Großhandel:

	Butter Block	Butter Kleinpackung	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
12. bis 18. 8. 32	3.00	3.20	1.10	0.20	3.80

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

Spar- und Darlehenskassenverein
spółdz. z nieogr. odp. w Padew-Kol.

Einladung zu der am Sonntag, den 28. August 1932 um 14 Uhr in der ev. Schule stattfindenden

ordentl. Vollversammlung

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung. 2. Revisionsbericht. 3. Geschäftsbericht. 4. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz pro 1931 und Entlastung der Funktionäre. 5. Gewinnverwendung. 6. Wahlen. 7. Allfälliges.
Der Rechnungsabschluß liegt im Kassalokal aus.
Padew-Kol., den 11. August 1932.
Heinrich Duy mp., Obmann.

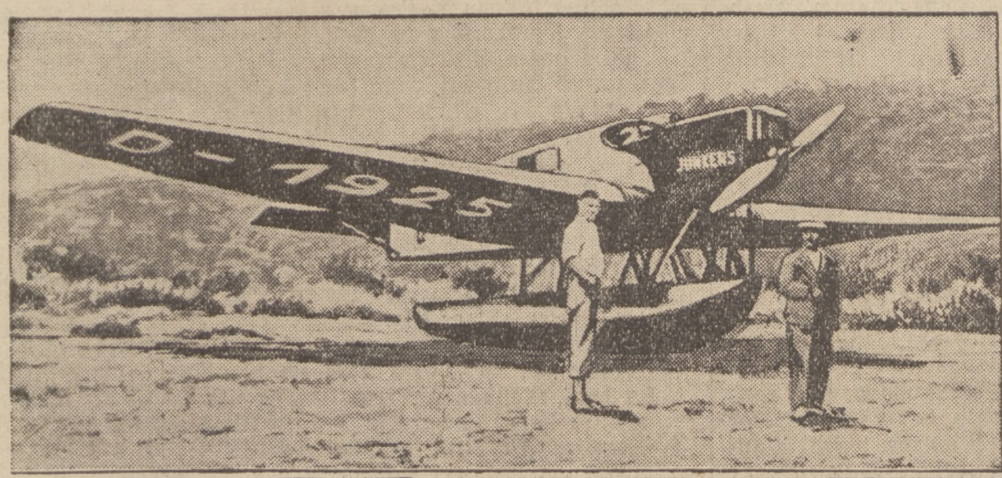
Einladung zu der am 28. August 1932 um 14 Uhr im Schulhause zu Josefsberg stattfindenden

ordentl. Vollversammlung

des Spar- und Darlehenskassenvereines für die Deutschen in Josefsberg und Umgebung
spółdz. z nieogr. odp. w Josefsbergu.

Tagesordnung: 1. Eröffnung und Protokollverlesung. 2. Revisionsbericht für 1931. 3. Geschäftsbericht des Vorstandes und Aufsichtsrates. 4. Genehmigung der Jahresrechnung und Bilanz für 1931 und Entlastung der Funktionäre. 5. Gewinnverteilung. 6. Neuwahlen. 7. Allfälliges.
Der Geschäftsbericht liegt zur Einsichtnahme der Mitglieder im Kassalokal auf.
Josefsberg, den 9. August 1932.
R. Mohr mp., Obmann.

Bilder der Woche



Die Notlandung der deutschen Piloten Bertram und Klaußmann im australischen Busch

Von dem furchtbaren Abenteuer der deutschen Weltflieger Hans Bertram und Adolf Klaußmann, die Mitte Mai in einem unbewohnten Teil Nord-West-Australiens wegen Brennstoffmangels notlanden mußten und erst nach wochenlangem Umherirren in völlig erschöpftem Zustand wieder aufgefunden wurden, ist jetzt das erste Bild in Deutschland eingetroffen: es zeigt die Maschine der beiden Flieger, das Junkers-Wasserflugzeug „Atlantis“, nach der Landung im australischen Busch.



Hier werden jetzt die vatikanischen Kunstschätze untergebracht

Die neue vatikanische Pinakothek, die jetzt in Rom eingeweiht wird und in der alle die berühmten Kunstschätze, sowohl Plastiken wie Gemälde, die bisher in der vatikanischen Stadt an vielen Orten ihre Aufstellung gefunden hatten, vereint werden.



Der Ungar Georg Piller

gewann die Gold-Medaille im Säbelfechten und bewies damit erneut die außerordentliche Stärke seines Heimatlandes in dieser Sportart.



Rockefellers jüngste Tochter lebensgefährlich erkrankt

Mrs. Edith Mac Cormick-Rockefeller, die jüngste Tochter des Ölkönigs, die nun auch schon im 60. Lebensjahr steht, ist in Chicago so schwer erkrankt, daß sie die Ärzte bereits aufgegeben haben. Mrs. Cormick-Rockefeller ist in den Vereinigten Staaten wegen ihrer sinnlosen Verschwendungssucht bekannt. Deshalb verweigerte ihr Vater ihr in den letzten Monaten jede finanzielle Hilfe.

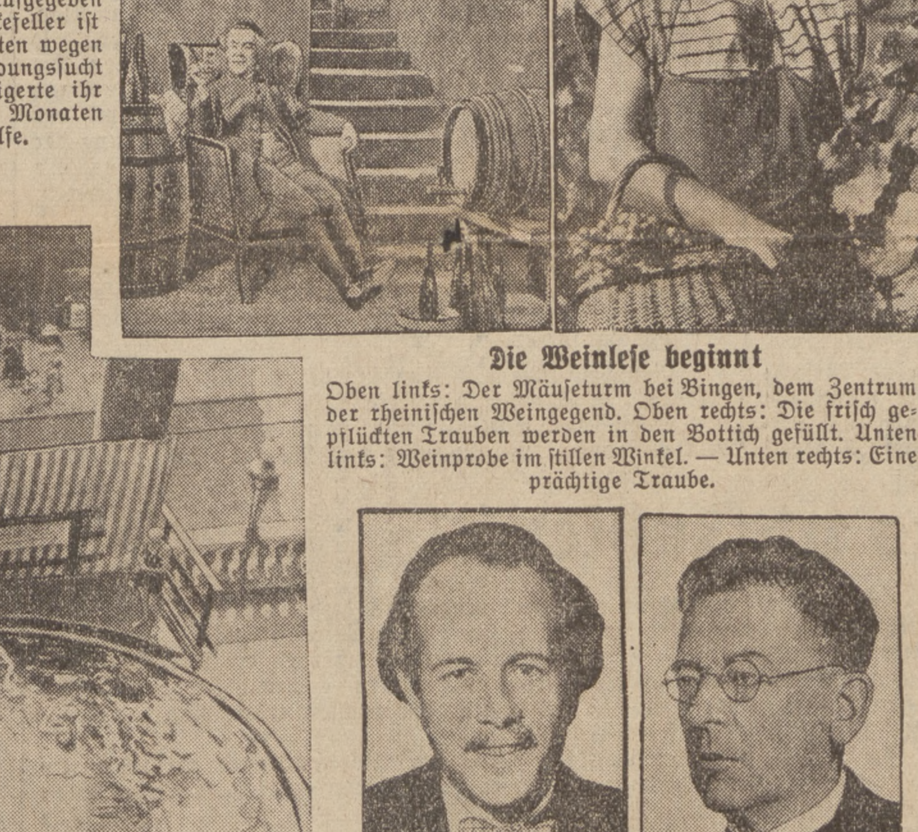
Die Weinlese beginnt

Oben links: Der Mäuseturm bei Bingen, dem Zentrum der rheinischen Weingegend. Oben rechts: Die frisch gepflückten Trauben werden in den Bottich gefüllt. Unten links: Weinprobe im stillen Winkel. — Unten rechts: Eine prächtige Traube.



Das Ende des Ku-Klux-Klan

Der Orden, der sich in der Ausübung mystischer Riten, aber auch in der Terrorisierung Andersgesinnter gefiel, zählte noch im Jahre 1925 neun Millionen Anhänger. Diese sagen sich jetzt immer mehr von der Organisation los, zumal deren Führer, Clarke, dem Größenwahnsinn verfiel.



Das Schwimmbad auf dem Hoteldach

Ein Schwimmbassin, das auf dem Dach eines der vornehmsten Londoner Hotels errichtet wurde und das jetzt in den Tagen, da eine Hitzewelle mit bisher ungeahnten Temperaturen über ganz Südengland hereingebrochen ist, von allen Gästen fleißig besucht wird.



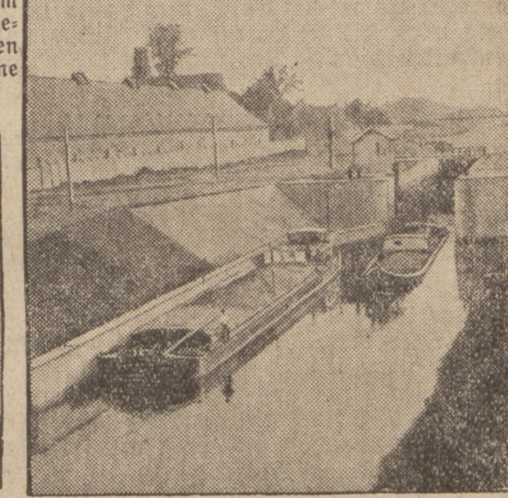
Der Offenbacher Maler Adolf Bode

wurde mit dem Georg Büchner-Preis ausgezeichnet.



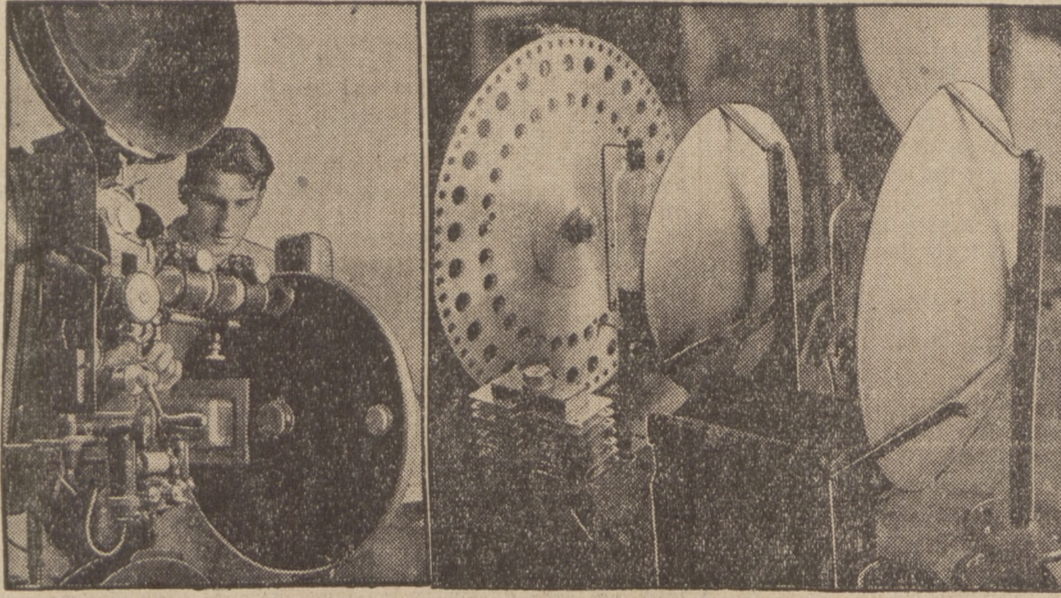
Sigmund von Hausegger

der langjährige Direktor der Münchner Akademie für Tonkunst, feiert am 16. 8. seinen 60. Geburtstag.



Der Eisen-Kanal von Metz nach Straßburg eingeweiht

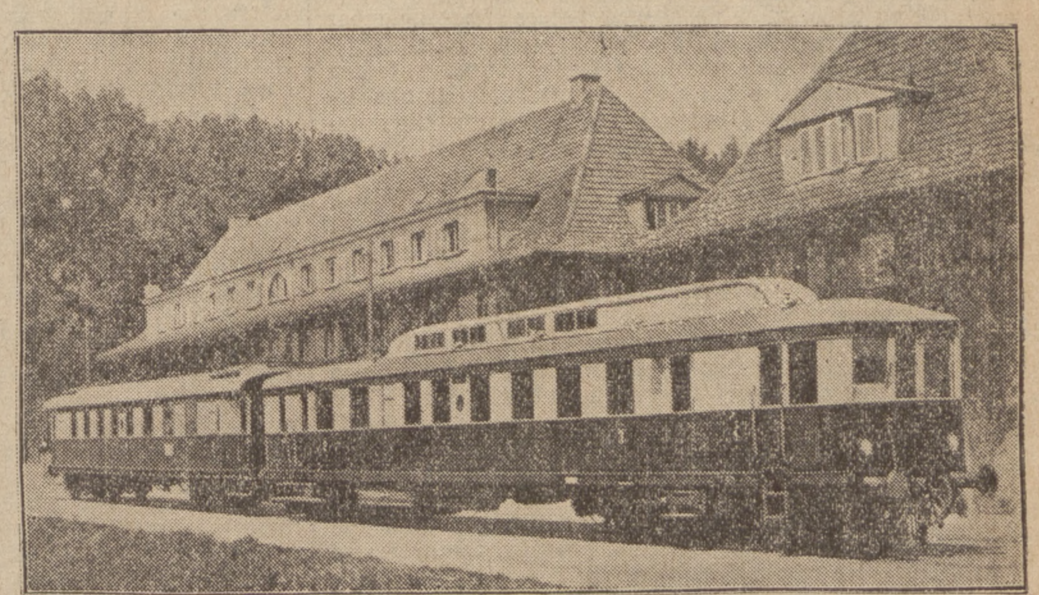
Der Kanal, von dem große Teile auf Reparations-Konto von deutschen Firmen hergestellt wurden, soll hauptsächlich als Transportweg für die Erze dienen, die in den lothringischen Eisengruben gefördert werden.



Die neuesten Fernseh-Apparate für die Große Berliner Funkausstellung

Ein Kino-Fernseher, durch den Filme drahtlos gesendet werden können. Der Besitzer eines Empfängers hat so die Möglichkeit, Kino-Programme nach Wunsch im eigenen Heim vorzuführen.

Die Seele des Bühnen-Fernsehers: Die Synchronisierungsanlage, durch die die Stromstöße des Senders mit den Belichtungsmomenten des Aufnahmeapparates in genaue Übereinstimmung gebracht werden.



Die ersten dieselelektrischen Triebwagen in Betrieb

Auf den Strecken Frankfurt a. M.—Wiesbaden und Frankfurt a. M.—Darmstadt hat die Reichsbahn zum erstenmal die neuen Triebwagen mit Dieselmotoren eingesetzt. So ein Zug besteht aus einem Triebwagen und einem Anhänger, die zusammen 100 Personen aufnehmen und eine Geschwindigkeit von 95 bis 100 Kilometer in der Stunde erreichen.

Sein erster Roman

Von Henri Falk.

„Ich will ja gegen Ihren Roman nichts gesagt haben," erklärte der Verleger achselzuckend. „Er ist nicht besser und nicht schlechter als so viele andere... Aber bei den jetzigen Papierpreisen, nicht wahr?... Das Leben ist teuer... die Druckkosten gehen in die Höhe... die Saison ist bereits fortgeschritten, und auf dem Gemüsemarkt schon wieder diese Preissteigerungen..."

Eduard Mite betrachtete niedergeschlagen seine Fingerspitzen, die ihm neugierig aus den zerrissenen Handschuhen hervorguckten. Dann sagte er leise:

„Es wäre nicht recht von Ihnen, meinen Roman zurückzuweisen. Es ist darin eine wirklich erlebte Geschichte voll ungeheurer Spannung..."

„Sagen Sie genauer, daß es zwei Geschichten sind. Sie vermengen in ihrem Roman zwei pollkommen unzusammenhängende Motive: die ziemlich banale Liebschaft zwischen einem Mädchen und einem Clown und die — ich gebe es zu — etwas originellere Geschichte von der Entlarvung eines Mörders durch einen Papagei..."

„Die beiden Geschichten halten einander das Gleichgewicht," versuchte Mite bescheiden zu erklären: „das Publikum liebt ja die Abwechslung."

„Ach, mein Bester, was das Publikum liebt, das weiß man niemals; wüßte man es, dann könnten die Verleger Milliardäre werden..."

„Was mich betrifft, so liebe ich vor allem das Brot..."

Der Verleger betrachtete den traurigen Mite, der blaß und mager vor ihm stand. Und da er ein guter Mensch war, so sagte er zu ihm:

„Also einverstanden: ich behalte Ihr Manuskript."

Der junge Autor richtete sich auf; er strahlte:

„Seien Sie gesegnet, mein Herr," rief er aus. „Im übrigen habe ich das bestimmte Gefühl, „Der Mann mit den drei Masken" werde einen durchschlagenden Erfolg verzeichnen."

„Möglich," sagte skeptisch der Verleger.

*

Die Prophezeiung Mites wollte sich indessen nicht im geringsten erfüllen. Sein Roman wurde von der Kritik weder gelobt, noch getadelt, er blieb einfach unbeachtet. In den Auslagen der Buchhändler sah man das Werk zwar liegen, aber das Publikum kaufte nicht die belanglose Arbeit eines unbekannten Autors.

Mite traute sich nicht mehr zum Verleger; er traute sich nicht, bei den Buchhändlern einzutreten und mit geheucheltem Gleichmut zu fragen, ob das Buch „Der Mann mit den drei Masken" Käufer finde; er wagte es auch nicht mehr, in dem kleinen Kaffeehaus, wo er abends mit Kollegen zusammenkam, eine heitere Miene aufzusetzen und wie anfangs zu sagen „Mein Roman geht". Nur einem einzigen von ihnen, seinem langjährigen Freunde Ludwig, vertraute er sein Pech an und zugleich die Absicht, sich in die Seine zu stürzen... Sein Entschluß stand bereits fest, aber die Wahl der Brücke bereitete ihm noch einiges Kopfzerbrechen.

Ludwig versuchte, so weit es ging, ihn aufzuheitern. Es war dies ein Mensch, der gute Ratschläge immer bereit hatte. So saßen also die zwei vor ihren leeren Biergläsern und sprachen lange miteinander...

*

Eines Morgens erhielten die großen Pariser Zeitungen, wie auch der Verleger Mites folgenden Brief:

„Euer Wohlgeboren!

Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf eine Tatsache aufmerksam mache, die Ihnen bisher sicher entgangen sein wird, die ich aber dem Publikum unmöglich vorenthalten kann. „Der Mann mit den drei Masken", Roman von E. Mite, ist nur in einzelnen Teilen das Werk dieses Autors, denn gut die Hälfte stammt von mir und bildet den Inhalt meiner Novelle „Der verräterische Papagei". Diese Novelle ist vor zehn Jahren in der „Mondänen Revue" erschienen, einer Halbmonatsschrift, die nicht mehr besteht. Daß es sich im Falle des Herrn Mite nicht um eine Nachahmung handelt — das ginge ja noch hin —, sondern um ein geradezu wortgetreues Abschreiben, können Sie anhand des beiliegenden Exemplars ohne weiteres feststellen. Dieser Herr hat mich also in der offenkundigsten Weise plagiiert. Ich behalte mir natürlich die entsprechenden Schritte vor, möchte Sie aber schon jetzt von diesem beispiellosen Plagiat benachrichtigen.

Indem ich Sie bitte, meinen Brief in Ihrem geschätzten Blatte zu veröffentlichen, zeichne ich

hochachtungsvoll

Gaston Crepitoc, Schriftsteller."

Die Beschwerde des plagiierten Autors wurde sehr rasch der Oeffentlichkeit bekantgegeben. Mite, der vom Verleger gerufen und von den Reportern befragt wurde, leugnete anfangs, daß er die Novelle „Der verräterische Papagei" zur Grundlage seines Romans genommen habe. Aber Gaston Crepitoc erschien persönlich in den Redaktionen, man veröffentlichte sein Bild in den Zeitungen, sowie in zwei Spalten nebeneinander die fast gleichlautenden Texte. Mite war gezwungen, nun Aufklärungen zu geben. In die Enge getrieben, erklärte er, das Genie wäre berechtigt, sein Gut dort zu nehmen, wo es eben zu finden sei.

„Aber dieser Herr ist doch kein Genie," protestierte Crepitoc.

Eine heiße Polemik war die Folge, saftige Beleidigungen wurden ausgetauscht, ja sogar zwei Kugeln gewechselt, ohne aber einen Schaden anzurichten.

Nur ein einziges und dabei erfreuliches Resultat hatte dieser Kampf, nämlich, daß der Verkauf des Romans „Der Mann mit den drei Masken" plötzlich in einer geradezu phantastischen Weise einzusetzen begann. Mites Name, der bisher ganz unbekannt gewesen, flog nun von Mund zu Mund, die Auflagen stiegen mit rapider Geschwindigkeit und der begeisterte Verleger konnte mit dem Druck gar nicht nachkommen.

*

In dem kleinen Kaffeehaus aber sagte Freund Ludwig zu seinem neu berühmten Kollegen:

„Also, mein Lieber, war meine Idee nicht glänzend? Jetzt kannst du ganz ruhig mit dem wahren Tatbestand herausrücken... Es wird nur noch eine Reklame mehr sein."

„Sehr geehrter Herr Chefredakteur!

Ich gebe zu... Ja, ich gebe zu, daß ich in meinem Roman „Der Mann mit den drei Masken" den größten Teil der Novelle „Der verräterische Papagei" wiedergegeben habe. Ich war gezwungen, dies zu tun, um die Herausgabe meines Romans zu beschleunigen und mich dieserart vor dem Hungertod zu retten. Nur muß ich jetzt sagen, daß der Name Crepitoc einfach mein Pseudonym ist, unter dem ich die Novelle seinerzeit in der „Mondänen Revue" veröffentlich habe... Einer meiner Freunde hat mir den Dienst erwiesen, besagten Crepitoc für eine Zeit zu verkörpern und ein wenig Lärm um die zwei Namen zu schlagen, die in Wirklichkeit nur eine Person darstellen. Jetzt verschwindet dieser Freund: Crepitoc ist tot... oder besser gesagt, er verwandelt sich in

Ihren dankbaren und ergebenen

Eduard Mite."

*

Der Brief Crepitocs und jener Mites dienen nun als Vorwort zu der hundertsten Auflage des Romans „Der Mann mit den drei Masken" von Eduard Mite, dem jüngsten Träger eines literarischen Preises.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Die Entlarvung der Stimme

Studien am Radio

Der Rundfunk hat uns eine neue Art von Menschenkunde: die Erkenntnis des Menschen durch das Mittel des bloßen Gehörs. Freilich, dies ist keineswegs so zu verstehen, als offenbare sich jeder unsichtbare Mensch uns sofort durch Organ, Stimme, Sprechweise, Akzentuierung und vokales Temperament. Genau so wie die Gesichter der Menschen vielfach Masken tragen, Masken, die ihnen nur zuweilen, im Schlaf, in unbeobachteten Augenblicken wegrutschen, so gibt es zweifellos auch Stimmlarven und Stimmasken. Die Menschen, zumal die am Mikrophon, sprechen durchaus nicht immer so wie sie sprechen müßten, sprächen sie mit der ihnen entsprechenden Stimme. Es gibt eine Verstellung der Stimme, eine maskenhafte Verschönerung des Organs, ein künstliches Sprechen, das bei manchen bewußtes Sich-Zieren, bei vielen dagegen völlig unbewußt entsteht. Die Menschen vor dem Mikrophon wissen eben sehr gut, daß sie nur räumlich, nicht aber stimmlich unbeobachtet sind, und oft erzeugt dies Bewußtsein, daß man von ihnen nichts hört als ihre Stimme, ein Uebermaß von Gewichtlegen auf das Bewußtsein, photographiert zu werden.

Menschenkunde als Rundfunkhörer treiben oder den Redner, den Sprecher durch die Stimme hindurch menschlich beurteilen kann man also nur, wenn man weiß, daß vor dem Mikrophon der Sprecher und Redner sich allerhand Masken aufzusetzen vermag, die sein Stimmantlitz verbergen. Bewaffnet mit dieser Einsicht haben wir freilich dann die Möglichkeit, in einem bisher ungeahnten Maße Ausdrucks- und Menschenkunde vor dem Lautsprecher zu treiben, wenn wir nur gewisse Fähigkeiten besitzen, aus Stimmen so wie aus Gesichtern zu „lesen". Da ist ein pathetischer Schönsprecher — wir haben das Gefühl von einem Menschen, der sich aufbläht und aufbläst, um sich größer erscheinen zu lassen, als er ist. Da ist die Dame mit dem seltsam kehligen Hintergrundston — wir ahnen, daß sie diesen Ton erst richtig zur Entfaltung bringt, wenn sie eine Gardinenpredigt zu halten für notwendig und angenehm hält. Da ist der Mann, der mit einer seltsamen Peinlichkeit die Endsilben betont — wir vermuten, daß er es im Leben nicht tut oder einmal nicht getan hat, und die Frage liegt nahe, ob der Betreffende nicht gewisse Mängel in Erziehung und Bildung verdecken will. Da ist der Mann mit der rollenden, schwarzen Baßstimme, dem es gar nichts ausmacht, sich zu verhaspeln — dieser Mensch ist mit sich und der Welt zufrieden, und er gehört zu den Beneidenswerten, die mehr Freuden als Aerger haben und sich den Braten des Lebens gut munden lassen. Da ist der mit ungeheurer Sorgfalt sprechende, gleichsam einen Stimmfrack mit Orden tragender Redner — wir ahnen ein starkes Geltungsbedürfnis und wissen, daß nichts unpolitischer und verkehrter wäre, als die Eitelkeit dieses Menschen zu kränken. Da spricht ein Redner unendlich langsam, verdächtig langsam — wir haben das Gefühl, er spricht im Leben schneller und sind geneigt zu glauben, daß dieser Mensch sehr viel Rücksichten kennt, entweder auf die Sendegesellschaft, die ihn für zwanzig und nicht für fünfzehn Minuten engagiert hat oder auf die Hörer, die bei einem überhörten Wort ihn nicht bitten können, es zu wiederholen.

Dann ist endlich auch noch der Mensch da, der uns mit seinem Sprechen sofort sympathisch berührt. Wir haben das Gefühl, daß er gerade zu uns — vielleicht gar für uns allein — gesprochen hat. Daß man sich in eine Stimme verlieben kann — in eine bloße Sprechstimme wohlgemerkt, nicht in eine Tenorstimme —, ist ja eine wohlbekannte Tatsache. Hier aber wirken, genau wie beim Sich-verlieben in ein Gesicht, oft mehr Ursachen als Gründe. Es verliebt sich in uns, es brauchen nicht wir zu sein, die entflammt worden sind; die Sinne haben uns geleitet, Kopf und Herz brauchen gar nicht ihre Zustimmung gegeben zu haben. Die Tatsache also, daß man sich in eine Stimme verliebt, beweist so wenig, daß uns der Mensch bei näherem Zusehen gefällt wie das Sichverlieben in ein Gesicht auch nur eine gewisse Dauer des Gefühls verbürgt.

Dagegen gibt es so etwas wie eine Freundschaft auf den ersten Laut, eine Freundschaft mit einer Stimme, die sich später sehr zwanglos auf den Träger dieser Stimme überträgt. Wir haben auf diesem Gebiet noch nicht viel Erfahrungen; die meisten Hörer scheuen sich wohl, den Mann oder die Frau, die sie soeben in ihrem Zimmer durch den Lautsprecher hörten, anzutelephonieren und persönlich aufzusuchen. Aber man sollte doch häufiger Vergleiche anstellen zwischen dem Menschen, den man zunächst nur als Stimme kennen lernte und von dem man sich nach dieser Stimme ein bestimmtes Bild machte, und dem wirklichen Menschen, wie er einem nachher dreidimensional begegnet. Ich weiß von einem Fall, wo zwischen dem zunächst bloß gehörten und dem wirklichen Menschen eine solche Uebereinstimmung herrschte, daß keine Erwartung, die sich zunächst an das bloß akustische Bild anschloß, später von dem Original enttäuscht wurde, ja daß sogar Aeußerlichkeiten der Erscheinung richtig vorgeahnt wurden. Freilich, solche Uebereinstimmungen werden sich da am meisten zeigen, wo die schwierige Aufgabe des „Entlarvens" nicht geleistet zu werden braucht, wo also der Sprechende seinem Wesen gemäß unverstellt und unposiert spricht. Enttäuschungen erlebt man, wo man entweder sich selbst betrügt oder wo der Gegenstand einen trügt. Frei von Selbstbetrug, der oft genug der eigensinnigen Verliebtheit unserer Sinne entstammt, müßten wir bei hinreichender Erkenntnisfähigkeit und bei vollkommener Offenheit und Freiheit des Sprechenden eigentlich jeden Sprechenden schon an der „Nasenspitze" seiner Stimme im allgemeinen richtig erkennen.

Dr. H. Falkenfeld.

Das ist Indien!

Einen Augenblick lang bleibt ein Rickscha vor mir stehen und ich sehe in ein auffallend sauber geschminktes Mädchengesicht. Ein hellblauer, seidener, zarter Schleier weht um das schimmernde Haar; schwere Goldarmbänder schlagen klingend aufeinander, auf den Fingernägeln der rechten Hand sehe ich mit dunkelroter, dicker Farbe Lotosblüten gemalt. Die Füße stecken in dünnen, ein wenig aufgeschnäbelten Bastschuhen, die Waden sind blank und tiefbraun. Aber dies alles vergesse ich über dem Blick, der mich aus den großen schwarzen Augen trifft. Die tiefrot geschminkten Lippen sind ein wenig geöffnet, als würde das Mädchen dem Fremden ein Wort zuflüstern wollen.

Der Chinesenkuli, um hellfarbene Lenden ein weißes, mit grellgelben Streifen bemaltes Tuch, setzt sich wieder langsam in Trab und führt das fremde Mädchen durch die Kesavanstraat ihrem gastfreien Hause entgegen. Es ist unmöglich, diesen Blick zu vergessen. Es ist kein Blick aus selten schönen Augen; man sieht ihn hundertmal und immer in den indischen Städten. Und dennoch hat er etwas unsagbar Fremdes, Abenteuerliches, Rätselhaftes, wie alles ringsumher etwas unserem nördlichen Wesen, unserer kühlen Natur Entgegengesetztes hat. Die Sonne steht tief und belagert die Straßen der Stadt wie um Mittag mit einer unerträglichen Hitze, die die Augen schwer macht, den Blick träge und langsam. Es ist Zeit, in das Hotel zu gehen.

Die breiten, bequemen, javanischen Sessel, drei Handbreiten über den kühlenden Steinfliesen der Terrassen sind fast alle schon besetzt.

Die Javanerband trommelt ihren ersten Jazz. Es sind vier tabakbraune, junge Männer mit sonoren Stimmen, breitlippig, mit plattgedrückten Nasen und blinkenden Zähnen. Sie schlagen den Banjo, hämmern mit den Fäusten auf kleine dunkeltönende Trommeln, wirbeln die Musikinstrumente durch die Luft, werfen sie einander zu, fallen mit ihren Stimmen ein, die letzte Sitze des Tages zerreißend, werfen die Beine, wirbeln die Schultern, bis ihnen der Schweiß in blankem Bächlein auf die weißen, frischgewaschenen Hemden rinnt. Die vier Javaner tragen gebügelte Tennishosen, einen blendendroten Seidenschal, zinnoberrote Krawatten. Sie tragen Goldketten um den Hals oder Perlschnüre; Schmuck aus türkisfarbenen Steinen. Es ist, als wollten sie wilder sein, glühender, als dieser wilde, glühende indische Tag. Manchmal setzt sich einer der Vier mit einem breiten doppelseitigen Banjo, legt das Instrument quer über die Schenkel und beginnt darauf wie auf einer Zither zu spielen. Er singt dazu eines der leisen, melancholischen immer in einem Thema wiederkehrenden Lieder, das sich verlockend und verführerisch in diesen matten Traum fügt, wie der schwelgende Duft eines Lotosteiches.

Eine Viertelstunde später, während die Kühlfächer surren und die Lichter aufflammen, während in den Straßen die Menschen aus dem Boden wachsen, erlebt man das Wunder: Indien.

Es ist Nacht. Aus der Akazienallee herauf rollen die Rickschawägelchen mit den jungen, zarten Geishas, deren Lippen leise verlockende Worte summen, wie Vogelrufe, scheu und doch verdorben. Dunkelhäutige Hindus tragen ihren Turban spazieren, weiß, selbständig gespenstert er durch die schwarze, mondlose Nacht. Im blassen Licht einer hohen Bogenlampe schwirren Malayenmädchen aus, barfüßig, mit von grellen Farben bedruckten Sarongs bekleidet. Ueberall klirrt das Gold an den Armen und Beinen.

Eine Stunde oder zwei nach Sonnenuntergang, wenn der schmetternde Choral der grauhaarigen Affen in den nahen Dschungeln und Urwäldern verstummt ist, wenn die leeren, grellen, weißen Straßen verschwunden sind, dann faßt uns dieser unbeschreibliche Zauber. Er läßt nicht frei; immer wieder blinkt ein neues Licht auf, immer wieder gibt es etwas Verlockendes.

Kulis hocken nun an den Bambuswänden und essen aus kleinen Töpfen dicken Brei. Schwarze, glattschädelige, hünenhafte Männer, kaum bekleidet, mit goldenen Nadeln im Arm, vernarbten Kerben einer Kaste im Rücken zeigen die vollen, breiten Lippen. Und immer wieder wie Schmetterlinge in Luft girrend, die vielen kleinen geschminkten Mädchen.

In diesem verwirrenden Abenteuer, das von der Akazienallee heraufzaubert, am Hotel vorbei, umlärmt von der steilen Musik der vier Javaner, muß ich plötzlich an den Blick des Mädchens im Rickscha denken: an diesen heißen, wilden Blick. Und es ist mir, als wäre es nicht der Blick aus den schwarzen großen Augen des fremden Mädchens, das sich von einem Hindu, durch die Kesawanstraat in die Hindustraat oder nach Belawan fahren läßt, es ist mir plötzlich, als wäre dies der Blick Indiens, der tolle Blick der Tropen.

„Tuan!" sagt der Singalese und legt flüchtig die Hand an die Stirn, „das Essen..."

Ich höre ihn nicht, im Zauber, der da an mir vorüberrauscht, vom schwülen, langsamen Hauch der Dschungel überflogen, von der betörenden Glut der Tropen durchspielt, umhüllt von dem schwarzen Mantel dieser Nacht, sehe ich diesen Blick, diese großen, schwarzen Augen des starkgeschminkten, fremden Mädchens wie eine leuchtende Blüte in einem fremden Paradies...